

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. Juli 1843.

Die letzten Augenblicke des Verbrechers.

Eine kritische Novelle.

Ein ungewöhnlicher Lärm auf der Straße hatte mich früher als sonst vom Lager getrieben. Ich theilte die Aufregung nicht, in welche die ganze Stadt versetzt war, aber vom Geist der allgemeinen Unruhe war doch genug über mich gekommen, um gegen Neigung und Gewohnheit die Tagesordnung zu beginnen. Aber es duldete mich auch nicht im Zimmer; ich warf mich in die Kleider und trat hinaus in die nunmehr todtstillen Gassen. Die Stadt war wie ausgestorben. Alles hatte seine Stände, seine Gewölbe verlassen. Es war kein Feiertag, es war mitten in der Woche. Die Hinrichtung, die früh Morgens dicht vor dem Thore vollzogen ward, machte dem Volke diesen Tag zum Festtage.

Der Fall war ein sehr gewöhnlicher, sehr gemeiner gewesen. Ein roher Kerl, der nur thierische Bedürfnisse kannte, hatte, von Hunger und Gewinnsucht getrieben, eine alte Frau in ihrem Zimmer erschlagen und beraubt. In der Schenke hatte er stark getrunken und mit dem Gelde geprahlt. Man zog ihn ein und er läugnete nichts. Die Art und Weise, wie er seine That für eine ganz natürliche, jeden Stärkeren für berechtigt erklärte, vom Ueberfluß des Schwächeren zu leben, hatte die Leute empört, aber hatte ihnen fast ein Interesse für den Verbrecher eingefloßt, der mit kalter Festigkeit die Befehle des Raubthiers der Wüste die seinigen nannte. Ich hatte den Menschen im Gefängnisse gesehen. Das Thierische war in seiner Gesichtsbildung entschieden ausgebildet. Der Schädel oben flach, die Stirn zurückgedrückt, die Nase gesülpt, die Mundwinkel ausgeschweift, Kiefern und Kinn mit dem Drang der Begierde vorgestreckt; — dieser ganze Knochenbau schien nur auf einen einzigen Sinn, auf den Sinn zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse, zu deuten. Ein lauerner Zug des sonst seelenlosen Auges und eine Falte der Braue über der Nasenwurzel war das Einzige, das den Menschen in ihm verrieth, und schien ihm nur die Besonnenheit zu geben, das Thierische in seiner Natur für gegeben, und also für berechtigt zu halten. Was mich beim Anblicke dieser Züge beschäftigte, war nicht die That, die der Mensch verübte, denn sie stand nicht bloß als Möglichkeit in

seinem Gesichte zu lesen, sondern fast als Nothwendigkeit; auch nicht die freche Geläufigkeit, womit er sie in Bezug auf das hohe Alter der gebrechlichen Frau als leicht und einfach erläuterte. Ich konnte nur verwundert sein, daß dies Wesen, das doch auch Mensch zu nennen war, so lange mit Menschen gelebt hatte, ohne durch eine That solcher Art sich um den Zusammenhang mit ihnen zu bringen. Sollte mich noch etwas Anderes in Verwunderung setzen, so war es der Gedanke, daß mitten im Schooß unserer gerühmten Kultur, mitten in der gepriesenen Humanität des Jahrhunderts, bei allen Anstrengungen von Schule und Kirche, noch immer Bestien unter uns möglich sind. Dieser Mensch war wie wir, d. h. ohne es zu wissen, Christ geworden durch die heilige Taufe, war unter Tagelöhnern auf dem Lande wie Viele erwachsen, hatte mit der Dorfjugend Schreiben und Lesen gelernt, der Paster hatte ihm wie den Andern von Gott erzählt und der heiligen Dreieinigkeit, hatte ihn eingesegnet und dem Leben übergeben mit hundert andern Genossen. Er war seinem Betriebe nachgegangen und so lange die Maschine von Lebensthätigkeit, der Wechselverkehr von Arbeit und Befriedigung der nächsten Bedürfnisse, im Gange blieb, hatte man nichts an dem Menschen wahrgenommen, das ihn als einen „Auserwählten der Hölle“ bezeichnet hätte. Plötzlich stockt diese Maschine. Das Bedürfnis bleibt; die Möglichkeit, es zu stillen, wird schwierig und gleich ist die Bestie im Menschen fertig. Die Unzulänglichkeit unserer moralischen Einflüsse auf den werdenden Menschen kann wohl mit Trauer und Nachdenken erfüllen. Wie der Mörder jetzt auf dem Schaffott enden werde, war mir gleichgültig. Ob er im letzten Augenblicke erbebte oder stumpf blieb, kam auf seine Nervenfestigkeit, auf seine physische Stärke an. Es ging ein Mensch dahin, ohne an den Segnungen der menschlichen Bildung Theil gehabt zu haben, ohne von Liebe zum Mitgeschöpf zu wissen: das war es, was mich beschäftigte.

Es war noch sehr früh, als ich in die Weinstube trat, wo ich zu frühstücken pflege. Auch hier leere Bänke, leere Gläser. Küfer und Kellner waren schon vor Anbruch des Tages mit dem Schwarme der Schaulustigen hinausgezogen. Nur der alte Weinwirth saß auf seinem Posten, auf dem Sessel am Ofen, wo er sein Morgenschläfchen hielt, da ihn der Dienst des Tages bis über Mitternacht hinaus wach erhielt. Er rückte seine

sammtne Kappe und schob seine schwere Figur zwischen Tisch und Bank in die Höhe. „Bon jour, Monsieur,“ lächelte der Alte, halb erstaunt über den unerwarteten Besuch, halb verschämt über seine schlaftrunkene Miene. Er ist ein Südfranzose, aus dem Departement des Aveyron, ich weiß nicht, ob aus dem Städtchen Albi oder Rhodéz gebürtig. Ich will ihn Lebrun nennen, obschon dies nicht sein wahrer Name ist. Er bezieht aus der Heimath seinen Bordeaux, hat aber sonst wenig Sympathien mit Frankreich. Er war ein eifriger Napoleonist, seiner Religion nach Protestant, und war unter den Bourbons ausgewandert, der Jesuiten wegen, wie er sagte. In der That setzte erst die Julirevolution den Bedrückungen und Auswanderungen, die von religiöser Unduldsamkeit verschuldet wurden, in Frankreich eine Grenze.

„Schon zurück?“ fragte der Alte, indem er mir den Schoppen brachte. — „Von der Hinrichtung?“ war meine Gegenfrage, die ich ihm mit der Aeußerung selbst beantwortete, ich wäre kein Freund von solchen Schauspielen, bezweifelte auch deren moralische Wirkung auf die Masse und wäre der Meinung, daß die Abschreckungstheorie trüglisch.

„In den Kissen,“ sagte Lebrun, „wird am meisten gestohlen.“

Ich erzählte, wie ich in meiner Vaterstadt als Kind einen Räuberhauptmann, den sogenannten schönen Karl, hätte hinrichten sehen. „Er ging wirklich mit einem Anstand auf's Schafot, daß man meinen konnte, auch der Teufel habe seine Helden.“

„Ja, es thut nicht gut,“ sagte der Alte schwermüthig. „Es macht irre an Gottes Weltregierung. Und wer einmal einem sterbenden Mörder recht scharf und tief in's Angesicht blickte, der thut's nie wieder!“

Daran mußte eine Geschichte hängen, und Lebrun rückte denn auch bald damit heraus. Er hatte in seiner Heimath die Mörder des Fualdes unter der Guillotine fallen sehen, war durch den Drang der Umstände Zeuge wider sie gewesen und die Art und Weise, wie Einer von ihnen, bevor sie ihren Kopf auf den Block legten, Himmel und Erde anrief, um den Nachkommen seine Unschuld zu beweisen, hatte ihn in seinem Glauben an seine Strafbarkeit wankend gemacht. Fualdes, ein Freund Lebrun's, war unter dem Kaiserreiche Advocat und öffentlicher Ankläger gewesen, war Protestant und zog sich zurück, als die Bourbons ihr Regiment wieder begannen. Er hatte so eben eine Domaine, die er besaß, verkauft, wollte seinen Wohnort verändern und setzte sich mit seinen Verwandten, die den Bourbons zugethan waren, auseinander. Plötzlich verschwand er. Man fand alsbald seine Leiche im Flusse, die Kehle durchschnitten. Sein Stock lag in einer Straße, die er zu betreten pflegte; ein Tuch, zu einem Knebel gewunden, führte auf die Spur eines öffentlichen Hauses, das der Unglückliche mitunter besuchte. Die beiden Verwandten stürzten in seine Wohnung, bemächtigten sich seiner Papiere, wurden aber sofort eingezogen; man wußte von ihren Differenzen mit ihm in Geldsachen.

Lebrun selbst war es, der den Stock des Unglücklichen in der Straße fand. Der Stock führte auf das Tuch, das Tuch auf das Haus, und das Haus war ein Schauplatz versteckter Freuden, wo man sich unter dem Schleier der Nacht Rendezvous gab. Ganz Rhodéz war im Aufruhr. Nicht der Mensch, der Protestant, der Napoleonist, der ehemalige öffentliche Ankläger war in Fualdes ermordet; als Opfer einer bourbonnischen Verschwörung, an deren Spitze seine Verwandten selber, war er gefallen: das stand schon als furchtbare Ueberzeugung fest, bevor noch ein Jurist die Sache eingeleitet, bevor die Kissen nur zusammenkamen. Es fielen Fehler in der Leitung der Untersuchung vor; natürlich, weil der blinde Parteieifer kaum eines Beweises zu bedürfen glaubte. Die Geschworenen sprachen ihn schuldig. Der Revisionshof verwarf das erste Erkenntniß. Jetzt aber stieg die Ueberzeugung des Volkes zur Erbitterung, man glaubte, hier sei abermals der mächtige Jesuitismus im Spiele, der die Schuldigen um ihrer Verbindungen willen frei machen wolle. Die Thatsache war nicht zu läugnen, Fualdes war ermordet, er war muthmaßlich in der Straße, in dem Hause verschwunden. Aber die Leidenschaft glaubte an eine Verschwörung von zwölf Mördern, hielt die Pläne der Raubsucht und Rache für tief verzweigt, für weit angelegt. Erst in Folge der Untersuchungen, in Folge zweier Richtersprüche, zweier Cassationserkenntnisse, erst im Verlaufe des ganzen Processes entstand die Kette von Thatsachen, die mehrere hundert Menschen zum Verhör brachte, drei Hinrichtungen und mehrere andere Verbammungen zu Brandmal und Kerker veranlaßte. Das ganze räthselhafte Ereigniß südlicher Romantik erwuchs aus der Leidenschaft der Menschen erst zur festen Thatsache, an welche die Richter so feurig glaubten als die Geschworenen. Wer für die Angeklagten einen Einsall zu äußern wagte, wurde als Mitschworener verdächtigt, wer gegen sie das Geringste vorbrachte, wurde in den öffentlichen Sitzungen mit Jubel begrüßt, mit Bravo applaudirt. Es mußten Opfer fallen; das Volk hätte sie sich gesucht, falls die Regierung ihm diejenigen fortgesetzt entzog, auf denen der freilich starke Argwohn lastete. Vor deutschen Richterstühlen hätte der juridisch gegen sie geführte Beweis schwerlich zu einem Todesurtheile, wenigstens nicht zur Vollstreckung desselben ausgereicht. Aber die Stadt Rhodéz warf Ueberzeugung und Untersuchung, Glauben und Argwohn, politisch religiöse Erbitterung und Beweisführung für den einzelnen Fall mit einer Leidenschaft zusammen, vor der kein Entrinnen war. Alles glaubte, Alles war endlich überzeugt, die Opfer fielen. Aber was an der Thatsache Ausgeburd der erhigten Phantasie, was schlichte Wahrheit und Wirklichkeit, ist unerörtert geblieben.

Lebrun, der den Stock gefunden, stand dem Ermordeten nicht so nahe, um dessen Familiengeheimnisse zu wissen; aber er wußte von Zerwürfissen mit Herrn Bastide, er hatte Lebrun in dem Entschluß, den Wohnort zu verändern, unterflücht. Daß es unsinnig, wenigstens sabelhaft, zur Ermordung eines alten Mannes, den man zuvor einige Wechsel zu schreiben zwang, ein

Complot von Zwölfen anzunehmen, hat erst nach Jahresfrist ein Deutscher, Theodor v. Kobbe, in einer Schrift dargethan. Die französische Justiz dachte nicht daran; wie sollte das dem Freundeseifer einfallen!

„Wir dachten nichts als Rache für den Gemordeten!“ sagte Lebrun, „Rache für die Unbill, die uns von denen widerfuhr, welche in der jetzigen Ordnung der Dinge die Begünstigten waren. Jedes juristische Bedenken galt uns für eine neue Lücke der Feinde der Wahrheit; mit jeder Zögerung von Seiten der Regierung stieg unser Eifer; wir häuften die Anzeichen, die Verdächtigungen; die Beweise lebten von Anfang an in uns, und je mehr man Versuche für die Angeklagten machte, desto ausgedehnter ward der Kreis der Beschuldigungen, um desto länger und verwickelter der Proceß; wir hätten die ganze Provinz mit hinein gezogen, hätte man nicht wiederholt über die Bergwohnten das Schuldig gesprochen. Unser Eifer machte uns zu Riesen, wir hätten die ganze Welt verschlungen, hätte man uns länger, wie wir dachten, das Recht verweigert. Wir ruhten nicht, bis die Opfer vor dem Block standen.“

„Opfer überhaupt?“ fragte ich, „gleichviel ob die rechten?“ „Entsetzlich!“

„Es waren ihrer drei,“ fuhr Lebrun wie ausweichend fort, „ihrer drei, die der Wuth unserer Ueberzeugungen fielen. Als sie oben standen, schöpften wir Athem, verschmaukten gleichsam, und fühlten eine Genugthuung. Noch immer hatt' ich an Machinationen der Jesuiten gedacht. Es giebt einen Gott! flüsterte mir einer unsrer Gefährten zu, Protestant, Napoleonist, wie ich. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, rieb mir die Augen, als wollt' ich klar sehen, und indem ich erschöpft aufathmete, sah ich die drei Unglücklichen das Schaffot besteigen. Jausion stand unbeweglich oben, das Gesicht auf ein Crucifix gedrückt. Als man ihn auf den Block hinwies, zuckte er zusammen, ließ das Kreuz fallen, als bedürfe er nicht mehr der Eröstung, die es ihm gewährt, breitete seine Arme vor der versammelten Menge aus und sprach: Will man auch einem Sterbenden keinen Glauben schenken? — Er war kein Redner, ihm fehlten die Worte; um so sprechender war der Blick, den er wie suchend und nicht findend über das Volk hinirren ließ. Ich sterbe unschuldig, sagte er vertraulich zu den Nächststehenden, zu denen ich selbst gehörte. Der Tag wird kommen, sagte er, wo man meine Söhne nicht mehr beschuldigen wird, Kinder eines Mörders zu sein! — Ich weiß nicht, ich wurde sehr kalt bei der stillen Ruhe, der milden Zuversicht, womit er, ohne wirken zu wollen, dies sagte, sein Haupt beugte und starb.“

„Das Mitleid färbte jetzt Eueren Blick!“ sagte ich zu Lebrun. „Als der Mörder der Strafe des Gesetzes nicht mehr entzogen werden konnte, wachte dies in Euch auf. Das Mitleid des Volkes sieht sogar einen Geweihten im Missethäter, sobald der Spruch des Richters gefallen ist.“

Lebrun faltete die Hände. „Solard, der Zweite, schien alles Bewußtsein verloren zu haben, als er die schwarzen Stufen bestieg. Sein Kopf schwankte und fiel willenlos auf Brust und

Schultern. Wie er oben stand, weinte er und mit dem Strome seiner Thränen mischte sich der Strom seines Blutes.“

„Nun, was konnte das ändern,“ fiel ich ihm in die Rede, „stand nur zuvor Euer Ueberzeugung fest! Es ist Sache der Richter, sich nicht von der Leidenschaft der Kläger hinreißen zu lassen. Die Geschworenen hatten zweimal Schuldig gesprochen; was wollt Ihr aus dem Zufall schließen, wie der Sterbende physische Kraft genug hatte, den Nervenschreck beim Anblick des Todes zu überwinden!“

„Bastide war der Hauptangeklagte, der Hauptthäter,“ fuhr Lebrun fort. „Bei den Verhören hatten seine Ruhe, sein kalter Spott, sein Stolz, ja sein höhnisches Auflachen bei den Depositionen der Zeugen die Wuth der Versammelten auf das Höchste gesteigert. Wenn ich später über die ganze Sache im Stillen nachsann, so zweifelte ich nie, daß Bastide der Mörder. Er stiftete die That an, aber nicht in dem miserablen Zusammenhang, nicht im Complot mit etlichen Menschen, die, nur um loszukommen, gegen ihn zeugten, ohne um seine Schuld zu wissen. Er war nicht der ordinäre Dieb und Raubmörder, wie man ihn bezüchtigte. Er war als seiner Weltmann bekannt. Seine Bildung und sein Verstand sträubte sich mit Verachtung gegen die Zumuthungen, die ihm die Leidenschaft seiner Ankläger machte. Darum sein höhnisches Lachen jedem Zeugen gegenüber, dessen Aussage er für ungültig oder für falsch und erlogen erkannte. Beim Anblick der Guillotine aber — heiliger Gott! — da verließ ihn alle Kraft, alle Haltung. Er hatte vielleicht darauf gepocht, nicht so, nicht in dieser Mithelferschaft das Verbrechen begangen zu haben; er hatte sich auf die Trüglichkeit des Nachweises verlassen. Jetzt nahm ihn der oberste Richter gleichsam bei'm Worte, ohne zu fragen, wie er es sprach und gab. Das Was galt, das Wie wurde beseitigt; alle Feinheit des Calculs zerbrach vor der unlenksamen Grobheit der letzten Entscheidung und der seine, der cultivirte, der raffinirte Mörder wurde von dem Raubmörder, der Anstifter von dem Schlächter nicht mehr unterschieden. Wie Bastide den Fuß auf die schwarzen Stufen setzte, sank er rücklings zusammen. Seine Festigkeit, sein Stolz, die Ueberlegenheit seines Verstandes, alles was den gebildeten Menschen vom rohen unterscheidet, war dahin, brach unhaltbar zusammen. Man schleifte ihn hinauf, seine Glieder waren wie zerbrochen. Oben kam er auf einen Augenblick zu sich. Er lallte kaum hörbar: Was wird meine Familie sagen! — Merkwürdig genug! Der Mensch von feiner, weltmännischer Bildung denkt eher an sein Renomé, an seine fortbauende Geltung in der Welt, als an Gott und das ewige Gericht!“

Lebrun schwieg. Ich war erschüttert, daß ihm die Scene aus längst begrabener Vergangenheit so lebendig wurde. Gläubig aber war ich nicht. Bastide bewies in seinen letzten Augenblicken nicht seine Schuld. Auch hier beruht das Urtheil über sein Verhalten auf Voraussetzungen, auf Vorannahmen. Aus einem Moment über einen ganzen Zusammenhang in der menschlichen Seele zu schließen, bleibt trügerisch. Der Moment wird

uns vielmehr aus diesem deutlich. Auch die Unschuld kann beim Anblick des gemeinen Verbrechertodes, vor dem Werkzeuge des Henkers, vor der Unentrinnbarkeit des Unterganges, aller Kraft, alles Glaubens an Gott und ewige Vergeltung beraubt sein. Der Mensch ist in seiner Hülle schwach und gebrechlich. Ich würde nicht einmal im Kerker bei allem Bewußtsein von Schuldlosigkeit für mich gutschagen.

Ich äußerte das gegen Lebrun. „Aber Jausion, Jausion!“ flüsterte er. „Wir hatten ihn die ganze Zeit über während des Processes übersehen und als er oben auf dem Schaffot stand, — lieber Himmel! er war nicht zerknirscht, er war sehr ruhig, wenn auch matt und verzichtend, ohne alle Aussicht auf Ersatz für die geraubte Ehre, für das Leben, das man ihm stahl; aber voll innerer Festigkeit, die keine Stütze bedarf.“

Ich mochte nicht widersprechen; Lebrun schien in der Unerschütterlichkeit dieser Annahme, Jausion sei kein Mörder und kein Mitwisser des Mordes gewesen, eine Beruhigung zu suchen. Es war unerhört, daß diese Ueberzeugung ihm und vielleicht Vielen mit ihm erst in den letzten Augenblicken des Mannes erwuchs.

Das Zimmer hatte sich inzwischen gefüllt. Der Assessor vom Kriminalsenat saß schon längere Zeit mir gegenüber auf seinem Sessel. Er hatte unsere Unterhaltung zum Theil gehört, und sah mich schweigend an, wie Jemand, der mir eine Mittheilung aufbewahrt.

„Nun, der Mensch blieb doch nichtswürdig fest und kalt!“ sagte einer von den Vielen, die von der Hinrichtungsscene tobend und lärmend zurückgekehrt waren.

„Er that wie Einer, der keine Unsterblichkeit, keine Verdammung anerkennt, und ein Recht darauf behauptet, Gott zu läugnen! Es gehört doch eine gewisse Seelenstärke dazu, ganz den Teufel zu machen. So ein Fieschi war auch ein consequenter, ruhiger Satan.“

So ließ sich ein guter Philister vernehmen, der mit seinem runden, rothen Gesicht gar nicht des Teufels, viel eher in seinem Gott vergnügt zu sein den Anschein hatte.

„Nichts als thierische Stumpfheit!“ sagte ein hagerer, kränklich blasser Mann, der eher dem Lobe in's Angesicht geblickt haben mochte. „Wie der Kerl oben stand, sich schon das Halstuch losgeküpft, den Hemdtragen zurückgeschoben hatte, kam ein Windstoß und nahm ihm die Mütze mit fort. „Halt, meine Kappe!“ rief er, emsig bemüht, sie zu erwischen. Diese Sorge konnte ein Mensch hegen und äußern, der im nächsten Augenblicke mehr als die Mütze, seinen Kopf, sein Leben verlor! Nichts als thierische Stumpfheit!“

„Aber der Kerl sah ganz wohlgenuth und heiter aus!“ sagte der Wohlbeleibte. „Es war — es war fast ein Anstrich von Humor in ihm!“

„Wer heiter ist,“ erwiderte lächelnd der blasse Friedhofscandidat, „wer selber heiter ist, schiebt auch dem Verworfenen

Heiterkeit, wenigstens Seelenruhe unter. Wir machen mit der Welt, was wir wollen; alle Dinge färbt unsere Brille!“ —

Wie ich aufbrach, zog mich der Assessor bei Seite. „Der alte Lebrun hat ein richtiges Gefühl!“ flüsterte er mir in's Ohr. „Jener Jausion ist zweifelsohne unschuldig hingerichtet. Ich habe den Proceß nach französischen Acten an Ort und Stelle studirt. Und die öffentliche Meinung in Südfrankreich erklärte ihn für unschuldig, wenigstens am Morde.“

Ich ging nach Hause und schlug den ersten Band des von Hühig und Häring herausgegebenen „neuen Pittaval“ nach. Dort ist der Proceß über die Ermordung des Fualdes ausführlich erörtert. Auch das Gerücht, das im Volke von Jausions Unschuld umging, ist dort erwähnt. War er frei von Schuld, nun so trog das Gefühl nicht, das Lebrun beim Anblick des Unglücklichen in seinen letzten Momenten überkam. Es trog ihn nicht für dies Mal, aber trügllich bleibt es immer, nach Augenblicken den ewigen Inhalt der Seele wahrnehmen zu wollen.

Feuilleton.

Mendelssohn-Bartholdy hat es abgelehnt, zur Medea von Euripides, die man in Berlin aufführen will, die Musik zu liefern. Er scheint es nicht für passend zu halten, die alte Tragödie mit Musik als Melodrama förmlich bei uns einzubürgern; die Musik zur Antigone schrieb er vielleicht nur zu einem Hoffeste. Jedenfalls können unsere Leser versichert sein, daß er den Antrag abgelehnt hat. Die Regie des königlichen Theaters in Berlin hat mit der Antigone Casse gemacht und möchte nun andere Melodramen als neue Cassenstücke haben. Der Componist Taubert liefert zur Medea die Musik.

Das Göthesche Haus in Weimar verbleibt der Familie des Dichters. Die Sammlungen dagegen werden verkauft. Wäre es nicht schön, wenn der Bundestag seine Absicht zu Ehren Göthe's dahin änderte, Schiller's Haus in Weimar anzukaufen und dort die Götheschen Sammlungen aufzustellen? Die mitlebenden Geschlechter hatten die beiden großen Dichter so oft als Nebenbuhler angesehen. Die Nachwelt, die ihnen in diesem Vereine ein Denkmal seltener Freundschaft stiftete, würde zugleich sich selbst das Zeugniß damit stellen, die beiden großen Geister besser zu verstehen.

Kaiser Friedrich in Prag, Trauerspiel von G. Kühne, wurde zuerst in Hannover, dann auch in Magdeburg, der Vaterstadt des Dichters, aufgeführt. Döring gab die Titeltrolle auch in Magdeburg, als Gast.